Die Siamesen.

Ein französischer Missionär, Namens Chevillard, der als solcher viele Jahre in Siam lebte und wirkte, hat vor Kurzem über dieses merkwürdige Land ein von der geographischen Gesellschaft in Nantes durch eine Medaille erster Klasse ausgezeichnetes Werk mit dem Titel „Siam et les Siamois" veröffentlicht, aus dem wir in Folgendem das Bemerkenswertheste mitzutheilen gedenken.

Zunächst schildert der Verfasser das bunt bewegte Leben, das sich dem Reisenden auf dem Menam stromaufwärts bis zur Hauptstadt Bangkok darbietet. Menam bedeutet in der Sprache des Landes „Mutter der Gewässer", und der weitgereiste Missionär gibt zu, daß dieser Fluß einer der schönsten der Welt ist. Er trägt mit Leichtigkeit die größten Schiffe, ja solche können sogar an den Ufern wie an Kais zum Laden und Entladen anlegen. Hunderte von einheimischen und chinesischen Fahrzeugen fesseln durch ihre verschiedenartige Gestalt den Blick des Europäers, dessen Aufmerksamkeit oft durch die tropischen Reize der Ufer abgelenkt wird. In den Zweigen der Bäume spielen Affen und grüne Tauben picken an den Beeren gelbblumiger Pappeln, während graue Pelikane auf abgestorbenen Zweigen träumen. Von dem geringsten Rudergeräusch aufgescheucht, gleiten Fischottern über den Uferschlamm hin, hier und dort taucht der ausgezackte Kamm eines in der Sonne schlafenden Krokodils auf und kleine Siamesen beiderlei Geschlechts schwimmen mit lustigem Spiel im Wasser hin und her, wie Enten untertauchend und wieder an der Oberfläche erscheinend. Unter dem Eindruck solcher fremdartiger Bilder gelangt der europäische Reisende endlich in Bangkok an.

Diese neue Hauptstadt des Landes ist erst ein Jahrhundert alt. Den Namen Bangkok, d. h. „Stadt der Olivenbäume", führt sie mit Unrecht, da es nach der Aussage Chevillards im ganzen Lande keinen einzigen Olivenbaum gibt. Diese unpassende Bezeichnung ist auf den Irrthum einiger Europäer zurückzuführen, welche die Früchte eines einheimischen Baumes für Oliven ansahen. — Was das Aeußere der Hauptstadt von Siam anbetrifft, so nimmt der französische Missionär keinen Anstand, dieselbe für eine der schönsten Asiens zu erklären. Jedenfalls ist sie eine der merkwürdigsten dieses Erdtheils, da sie, ähnlich wie Venedig, nur wenige Straßen hat. Die ganze Stadt liegt im Wasser und ist auf Pfählen gebaut, so zwar, daß die Häuser mit der Ebbe und Fluth auf- und niedergehen. Kanäle bilden die Verkehrswege und Fahrzeuge aller Art die Verkehrsmittel. Auf dem Menam selbst erstrecken sich in einer Entfernung von drei Meilen zwei Reihen schwimmender Gebäude, und auf dieser von Tausenden von Fahrzeugen belebten Wasserstraße concentrirt sich fast der ganze Handel Bangkoks. Der Anblick der Häuser dieser asiatischen Riesenstadt ist freilich nichts weniger, als großartig, aber diejenigen der Reichen und hohen Beamten zeichnen sich doch im Innern und Außern durch kunstvolle Schnitzwerke aus.

Um einen Blick über die Stadt in ihrer ganzen, etwa vierzig Kilometer betragenden Ausdehnung genießen zu können, muß man die Spitze einer der vielen Pagoden erklettern, die übrigens an und für sich mit ihren vergoldeten Buddha-Bildsäulen, ihren vergoldeten Dächern, ihren unvergleichlichen Ebenholzpforten und ihren Mosaikwandflächen aus Porcellan wohl geeignet sind, immer wieder von Neuem das erstaunte und bewundernde Auge des Europäers auf sich zu lenken. Einer der bemerkenswerthesten Tempel ist von dem Vorgänger des jetzt regierenden Königs erbaut worden und besteht zum nicht geringen Theil aus Marmor. Er enthält eine Bildsäule des Buddha in Lebensgröße aus getriebenem Golde; der Thron, dessen Vergoldungen durch die werthvollsten Edelsteine noch überstrahlt werden, bildet ein Meisterwerk siamesischer Kunst. An den Wänden dieser Pagode haben einheimische Künstler den Himmel der Hindus mit seinen Heerscharen hergestellt. Die Priester, welche zu dieser Pagode gehören, bilden eine Aristokratie, denn sie empfangen ihre tägliche Nahrung aus den Händen des Königs selbst. An innerer Pracht werden alle Pagoden Bangkoks jedoch weit von derjenigen des königlichen Palastes übertroffen. Dieser Tempel enthält mehrere Bildsäulen des Buddha von 6 Fuß Höhe aus getriebenem Golde; die Einfassungen der Gewänder sind mit unzähligen kostbaren Steinen besäet und die Finger mit goldenen diamantengeschmückten Ringen bedeckt. Auf goldenen Leuchtern brennen Tag und Nacht Wachskerzen; zu den Füßen des Götzenbildes breiten goldene und silberne Bäume ihr strahlendes Gezweig aus, — kurz, die innere Einrichtung dieser siamesischen Königspagode spottet jeder Beschreibung und steht nach der Behauptung des französischen Missionärs ohne Gleichen in der ganzen Welt da.

Beschäftigen wir uns jetzt mit dem Lande im Allgemeinen. Der Name Siam bedeutet „braunes Geschlecht" und war früher allgemein gebräuchlich; jetzt wird er nur noch in officiellen Schriftstücken und schriftlichen Abmachungen zwischen Privatpersonen angewandt. Die heutigen Siamesen nennen ihr Land im gewöhnlichen Leben Muang-Thai, d. h. „das Königreich der Freien", im Gegensatz zu den benachbarten Reichen, die sie Muang-Khun, „abhängige Reiche", nennen. Siam hat einen Flächenraum von 15,000 Quadratmeilen und acht Millionen Einwohner, von denen nur etwa zwei Millionen wirkliche Siamesen sind, während die Zahl der Chinesen über zwei und eine halbe Million beträgt. Der ganze nördliche Theil des Landes ist mit Gebirgen bedeckt, die in zwei langen Reihen von Norden nach Süden laufen und von großem Einfluß auf das Klima sind. Südwestwinde führen vom Meere gewaltige Wolkenmassen mit sich, welche sich an den Gipfeln der westlichen Gebirgskette zusammenballen und dann meistens zur Nachtzeit so gewaltige Wassermassen niederströmen lassen, daß dieselben regelmäßige Ueberschwemmungen des Menam, ebenso heilsam für die Siamesen der Ebene, wie die Ueberschwemmungen des Nils für den egyptischen Fellah, herbeiführen. Diese Regenzeit beginnt Ende Mai und dauert bis Mitte November. Der von den Gewässern hinterlassene Schlamm und die tropische Hitze machen Siam zu einem überaus fruchtbaren Lande, der Reis gedeiht vortrefflich in der Ebene und eine doppelte Ernte im Jahre wäre hier wohl möglich, wenn nicht die angeborene Trägheit der Siamesen derselben im Wege stände. Die Baumfrüchte Siams sind wegen ihres besonders schönen Geschmackes auf allen asiatischen Märkten sehr gesucht.

Mit lebendiger Anschaulichkeit schildert Chevillard die Urwälder Siams; wir wollen ihm deshalb hier selbst das Wort geben. „Die Urwälder des Königreichs Siam — schreibt er — gleichen keineswegs den Florida's, ihre unentwirrbaren Verschlingungen bilden zwischen den Stämmen der großen Bäume Schlupfwinkel, welche nur dem Rothwild und den wilden Thieren zugänglich sind. Dann und wann findet man freilich am Waldsaum Fußwege, aber sonst überall kann man nur mit dem Beil in der Hand in das Dickicht hineindringen. Hier versperrt stacheliges Bambusrohr den Weg, dort sind Lianen so dicht durcheinander gewachsen, daß nur Affen das Labyrinth zu durchdringen vermögen. Weiterhin, neben einem Baum von gewaltigen Stamm und hoher Krone, liegt ein König der Einsamkeit, vom Sturm zu Boden geschlagen und vom Zahn der Zeit ausgehöhlt. In seinem zernagten Stamme hausen die Cobra, deren Biß das Blut zum Erstarren bringt, und die Boa mit den Stahlringen. Beim Einbruch der Nacht oder beim Nahen eines Menschen erschüttern der Elephant und das Rhinozeros den Boden unter ihrem zügellosen Lauf, und wenn das ferne Echo dazwischen das Rollen des Gewittersturmes zurückwirft und der Blitz den nachtfinsteren Rand des Laubwerks erhellt, wird die Seele von Schrecken ergriffen. Die Einsamkeit und Unermeßlichkeit legen sich drückend auf's Herz und hemmen seine Schläge. Wenn der Wanderer ein Christ ist, bewundert er schweigend die Macht des Schöpfers; in diesen gewaltigen Räumen fühlt er sich allein, es beschleicht ihn ein Gefühl der Demuth und der Ohnmacht, er beugt das Haupt in Ehrfurcht und betet." — „Und dennoch hat der Urwald seine bezaubernden Reize: das Auge liebt es, bis zum Gipfel des grünen Gewölbes hinaufzudringen und die Zweigverschlingungen, die Schlupfwinkel der Pfauen und blauen Fasanen, zu erforschen. Man lauscht dem Gesang der Vögel, die durch lautes Getriller und ihr prächtiges Gefieder die Einsamkeit erheitern, und folgt mit dem Blick den tausendfarbigen Schmetterlingen auf ihrem Flug nach Orchideen, die hier an unsichtbaren Fäden herniederhängen, dort die Stämme gewaltiger Bäume umkränzen."

Indem Chevillard von der Thierwelt Siams spricht, wendet er unsere Aufmerksamkeit besonders auf den weißen Elephanten, der bekanntlich in Siam durch königliche Ehrenbezeugungen ausgezeichnet wird. Derjenige, dem das Glück zu Theil wird, sich eines solchen überaus seltenen Vierfüßlers zu bemächtigen, ist für sich und seine Nachkommen durch drei Geschlechter von allen Steuern befreit und empfängt vom König so viele Goldstücke, als er mit einem Strick, dessen beide Enden er in seinen Händen hält, auf dem Boden zu sich herabziehen kann. — Die Gefangennahme eines weißen Elephanten bildet für Siam ein außerordentliches Ereigniß. Sobald derselbe im königlichen Palast angelangt ist, erhält er den Titel eines Mandarinen; ein fürstlicher Haushalt wird für ihn eingerichtet, und mehrere Tage hindurch finden öffentliche Belustigungen aller Art ihm zu Ehren statt. Hinzufügen wollen wir, daß erst der gegenwärtige König, der mehrere weiße Elephanten besitzt, ihnen einen so hohen Rang in der öffentlichen Verehrung zugewiesen hat. Im Jahre 1881 ließ er eine Anzahl von Personen, die im Verdacht standen, den Tod eines weißen Elephanten durch ihre Nachlässigkeit herbeigeführt zu haben, hinrichten. „Hat der Besitz dieser Albinos ihn glücklich gemacht?" fragte sich der französische Missionar und antwortete darauf: „Nein, denn er hat seine Kinder im frühen Alter sterben, einen Aufruhr in seinem Palast ausbrechen sehen, und eine unheilbare Krankheit führt ihn langsam, aber sicher dem Tode entgegen.

Die gewöhnlichen Elephanten bevölkern in zahlreichen Schaaren die Wälder und Ebenen Siams. Sie gehören alle zum persönlichen Eigenthum des Königs, und das Elfenbein bildet den Gegenstand eines Monopols, dessen Verletzung schwer bestraft wird. — Für den Jäger ist Siam ein Land ohne Gleichen. Heerden von wilden Büffeln und Wildschweinen begegnet man häufig genug, im Schilfrohr der Flüsse hausen der Königstiger und die Tigerkatze, die Wälder beherbergen Hochwild ohne Zahl und in noch viel größeren Mengen Affen der verschiedensten Art. Von dem menschenähnlichen Gebahren der letzteren weiß Chevillard ein merkwürdiges Erlebniß zu erzählen. Als er eines Tages in einem Boot auf dem Menam fuhr, bemerkte er am Ufer eine Schaar von Affen, die alle auf einen Punkt im Wasser hinstierten. Ein Junges war so eben durch eigene Unachtsamkeit oder durch diejenige der Mutter in den Fluß gefallen. Voll Verzweifelung tauchte diese nun unter, um ihr Kleines dem Strom zu entreißen, aber es gelang ihr nicht, sie kam allein wieder an der Oberfläche zum Vorschein. Da eilte ein alter männlicher Affe, wahrscheinlich der Vater, herbei, und zwang sie durch regelrechte Ohrfeigen, das Rettungswerk noch mehrere Male zu versuchen. Als aber alle ihre mütterlichen Anstrengungen nach dieser Richtung vergeblich blieben, zogen sie und ihr Gatte sich endlich mit den übrigen Affen unter den äußeren Zeichen tiefer Betrübniß in den Wald zurück.

Mit der höchsten Bewunderung hat die Vogelwelt Siams den französisches Missionar erfüllt. Die Feder einen Buffon wäre nach seiner Ansicht erforderlich, um dieselbe in ihrer vielgestaltigen Mannigfaltigkeit vom König der Lüfte bis zum kleinsten, einem Schmetterling gleichenden Vogel, allumfassend zu schildern. Besonders bemerkenswerth sind die schon erwähnten blauen Fasanen, die Webervögel mit ihren schwebenden Nestern, die sprachgelehrige Goldamsel, der Paradisvogel mit seinem Gold- und Purpurgefieder, die Schwalbe mit den eßbaren Nestern (hirundo esculenta) und endlich der Geier, bei dem wir wegen der Rolle, die ihm im Leben oder vielmehr im Tode der Siamesen zufällt, einen Augenblick verweilen müssen. — Nach der Lehre des Buddhismus ist es nämlich für den Siamesen in hohem Grade verdienstlich, die Bestimmung zu hinterlassen, daß sein Körper nach seinem Tode von heiligen Pagoden-Geiern aufgefressen werde. Chevillard hat einmal die Gelegenheit gesucht, einem so abstoßenden Schauspiel beizuwohnen, und zwar waren es die sterblichen Ueberreste eines Mädchens von etwa zwanzig Jahren, die vor den Augen der Hinterbliebenen von den Schnäbeln der Raubvögel zerhackt und verschlungen wurden. Der Körper war auf einer Matte ausgebreitet. Nachdem der Priester den Mund der Todten geöffnet hatte, um demselben seinen Lohn zu entnehmen, der dort nach siamesischer Sitte verborgen war, schlitzte er den Leib mit einem Messer auf, während die freßgierigen Geier ihn und die für sie bestimmte Beute mit wildem Geschrei umflatterten. Auf ein Zeichen seinerseits schossen dieselben dann blitzartig auf die verstümmelte Leiche nieder und verschlangen in unglaublich kurzer Zeit das Fleisch bis auf die Knochen, die darauf verbrannt wurden.

Aus genauester Anschauung und dem täglichen Verkehr mit allen Classen der Bevölkerung des Landes, schildert der französische Missionär die socialen Gewohnheiten der Siamesen, die äußeren Formen ihres Lebens und ihre Charaktereigenschaften im Allgemeinen. Was die Letzteren anbetrifft, so lautet sein Urtheil im Großen und Ganzen günstig genug. Er nennt ihre Sinnesart sanftmüthig und zur heiteren Lebensauffassung geneigt; die Großmuth bildet nach seiner Ansicht den hervorstechendsten Zug in ihrem ganzen Wesen. Niemals weisen sie einen Bedürftigen von ihrer Thür, und die Gastfreundschaft üben sie im weitesten Maße aus. Der Wanderer, der über ihre Schwelle tritt, wird von ihnen mit solchen Aufmerksamkeiten überhäuft, als ob sie die größten Gegendienste von ihm erwarten könnten. Verbrechen am Leben und Eigenthum sind äußerst selten in Siam, der geringste Diebstahl wird schwer bestraft, und zwar im Wiederholungsfalle mit dem Tode. Die Achtung der Kinder für die Eltern ist so tief im siamesischen Gemüthsleben eingewurzelt, daß rohe Gewaltthätigkeiten der Ersteren gegen die Letzteren völlig unbekannt sind, wobei man freilich berücksichtigen muß, daß die Furcht bei der Erziehung in Siam eine weit größere Rolle spielt, als bei uns. — Chevillard hebt übrigens auch die Schattenseiten im Charakter der Siamesen hervor. Er macht ihnen ihre körperliche und geistige Trägheit, besonders aber ihre sclavische Gesinnung zum Vorwurf, die in dem stumpfsinnigen Gleichmuth zu Tage tritt, mit dem sie die unerhörtesten Erpressungen und Unterdrückungen seitens der Statthalter, der Mandarine und der Richter über sich ergehen lassen.

Was die Regierungsform Siams anbelangt, so ist es nicht möglich, sich eine unumschränktere Herrschergewalt als diese vorzustellen.

Es existiren dort freilich zwei Könige, aber in der Hand des Ersten ist allein die Macht vereinigt, mit völliger Willkür kann er über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen verfügen. Er ist für sie der Inbegriff aller irdischen, ja, gewissermaßen auch aller göttlichen Herrlichkeit, seine Worte sind Befehle, gegen die es keinen Widerspruch giebt. Früher durfte kein Siamese sich anders seinem Herrscher nähern, als auf den Knieen und mit niedergebeugtem Haupte, auch durfte er ihm nicht in's Antlitz schauen, und erst der jetzige König hat nach dieser Richtung Wandel geschaffen, wie er denn überhaupt bemüht ist, sein Land aus den Banden verknöcherter Ueberlieferungen zu befreien und es der europäischen Kultur wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu erschließen.

Die einflußreichen Stellen des Landes sind erblich und befinden sich ausschließlich in den Händen Königlicher Prinzen und der Mandarinen, die das arme Volk auf die unerhörteste Weise aussaugen. Das Letztere wird in fünf Classen getheilt, nämlich Soldaten, Frohnpflichtige, Tributpflichtige, Schützlinge und Sklaven. Ueber das siamesische Heer, welches in Friedenszeiten ausschließlich aus Berufssoldaten besteht, sich jedoch im Kriegsfalle aus allen Classen der Bevölkerung ergänzt, fällt der französische Missionar ein höchst absprechendes Urtheil, indem er den Eindruck, den der Europäer von demselben empfängt, einen weit eher lächerlichen, als achtungsgebietenden nennt. — Der frohnpflichtige Siamese führt ein beklagenswerthes Dasein, denn bis zum hohen Alter muß er jährlich drei Monate hindurch schwere Arbeiten für den Staat verrichten, selbstverständlich zum größten Schaden seines eigenen Hauswesens und oft zum alleinigen Vortheil seines Vorgesetzten. Weniger zu bedauern als die Frohnpflichtigen, sind die Tributpflichtigen, da sie zu keiner öffentlichen Arbeit herbeigezogen werden können und nur eine gewisse Summe, oder bestimmte Werthgegenstände an den Königlichen Schatz zu liefern haben. Die Schützlinge stehen im Dienst der Prinzen und der anderen großen Herren des Landes und nehmen in der niedrigen siamesischen Bevölkerung insofern eine Ausnahmestellung ein, als sie nur mit Zustimmung ihrer Gebieter vom Gesetz wegen Vergehen irgend welcher Art zur Verantwortung gezogen werden können. Bei weitem am zahlreichsten ist die Classe der Sklaven, die man in freiwillige und unfreiwillige theilen kann. Die Ersteren haben sich, entweder um eine Schuld zu bezahlen, oder um ihrer Familie aus großer Bedrängniß zu helfen, an einen Herrn verkauft, und nur selten gelingt es ihnen, sich wieder aus den Banden völliger Abhängigkeit zu befreien; die Letzteren sind von Jugend auf dem Schicksal verfallen gewesen. Zahlreich ist in Siam auch die Classe der Banzen oder Priester, die sich durch ihre Unwissenheit und Faulheit in gleichem Maße auszeichnen.

Es gibt zwei Zeitrechnungen in Siam, eine religiöse und eine bürgerliche. Die erstere beginnt mit dem Jahre 542 vor Christo, die zweite mit dem Jahre 638 der christlichen Zeitrechnung. Das siamesische Jahr nimmt seinen Anfang mit dem December und ist, wie das unsrige, in zwölf Monate eingetheilt, die jedoch keine besonderen Namen haben, sondern ihrer Reihenfolge nach durch die Ordnungszahlen bezeichnet werden. Die Siamesen zählen nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. Auf die Frage: „Wie weit ist es bis zu dem und dem Orte?" erhält man je nach der Länge des Weges die Antwort: „Eine Nacht, zwei Nächte u. s. w."

Jeder achte oder fünfzehnte Tag des zunehmenden und abnehmenden Mondes wird in Siam festlich gefeiert. Die Eingeborenen nennen diese Tage Gottestage. Auch sonst ist das siamesische Jahr reich an Festen, die ohne Ausnahme einen religiösen Charakter haben. Das glanzvollste von allen fällt auf den sechzehnten Tag des elften Monats und ist dadurch besonders ausgezeichnet, daß der König mit Entfaltung eines außerordentlichen Glanzes in höchsteigener Person den Priestern der königlichen Pagoden neue Gewänder überbringt.

„Der königliche Zug", schreibt Chevillard, „setzt sich aus einer Menge von Barken, die mit unvergleichlicher Pracht ausgeschmückt sind, zusammen. Sie sind aus einem einzigen Baumstamm verfertigt und zeigen am Vordertheil kunstvolle, vergoldete Schnitzwerke, welche fabelhafte Thiere darstellen und hell in der Sonne strahlen. Jede Barke, höchstens zwei oder drei Meter breit, enthält sechzig bis 80 Ruderer, deren vergoldete oder lackirte Ruder gleichmäßig nach dem Takt eines Lootsen, welcher eine lange Lanze in der Hand hält, auf und niedergehen. Der Nachen, welcher den Thron trägt, ist ein Zwillingsboot, ebenso derjenige, in dem der Katafalk aufgebaut ist, unter dessen Dach man die königlichen Geschenke ausgebreitet sieht. Das Alles gewährt einen feenhaften Anblick, und zwar besonders der König, dessen Gewänder mit funkelnden Edelsteinen besät sind. Er sitzt, die Krone auf dem Haupt, auf einem Thron von Gold und Edelsteinen, und ist von vier hohen, ebenfalls prächtig gekleideten Mandarinen umgeben, während ein Sklave seine erhabene Person mit einem goldenen Schirm vor den Strahlen der Sonne schützt. Und dem Herrscher vorauf fahren hunderte von vergoldeten Barken und entfalten, indem sie die Wellen des Menam durchschneiden, auf einer Länge von mehreren Meilen ein tausendfarbiges Band. Auf der Fahrt wirft der König in den Fluß Goldstücke, nach denen unermüdliche Taucher immer von Neuem untertauchen.

Carl Witte.

— **Der Weg durch's Fenster.** Der im Jahre 1870 gestorbene Director des Vaudeville-Theaters in Paris, Roqueplan, hatte eine eigenthümliche Gewohnheit, den Dichtern, welche ihm ihre Manuscripte vorlasen, zu verstehen zu geben, daß dieselben für ihn unbrauchbar seien. Er lehnte sich dann in den vor seinem Arbeitstisch stehenden Armsessel zurück, schloß die Augen und begann laut zu schnarchen. Die Eingeweihten kannten dieses Symptom und machten sich, sobald der erste Schnarchlaut hörbar wurde, niedergeschlagen davon, worauf Roqueplan sich behaglich wieder zurecht setzte und in seinen Arbeiten fortfuhr. Einer der zähesten Schriftsteller war der junge Siraudin. Fast allmonatlich erschien er mit einem neuen Werke; Roqueplan wurde dessen schließlich überdrüssig und gab Befehl, den jungen Autor nicht mehr vorzulassen. Eines Tages saß der Director bei offenem Fenster in seinem Bureau und sah einigen Maurern zu, die eine Reparatur an der Façade des Theatergebäudes vornahmen. Plötzlich kam einer derselben mit einer Leiter zu Roqueplans Wohnung herüber, lehnte die Leiter an das Haus, nahm einen Kalkkübel auf die Schulter, stieg die Leiter hinauf und sprang in Roqueplans Zimmer. Er war über und über mit Kalk bedeckt, machte aber vor dem erstaunten Director eine höfliche Verbeugung und präsentirte ihm den Kübel, welcher statt Kalk ein Papierheft enthielt. Der Maurer war Niemand anders als Siraudin. Roqueplan lachte herzlich über den originellen Einfall, willigte ein, sich das Stück vorlesen zu lassen, und — nahm es diesmal wirklich an. Dasselbe fand auch den Beifall des Publikums, und Siraudins Glück war von dieser Stunde an gemacht. Er lieferte später viele Stücke in Verbindung mit Clairville und Anderen.

— **Nach den Befreiungskriegen** war die Stimmung in Frankreich gegen Deutschland bekanntlich keineswegs eine erbitterte; viele Franzosen, welche in den Rheinbund-Staaten gedient hatten, siedelten sich sogar in der zweiten Heimath an. So wollte auch ein ehemalig französischer Officier von ursprünglich deutscher Abstammung in eine kleine süddeutsche Armee übertreten. Nach Ableistung einer „Probedienstzeit", während welcher er sich mit den Verhältnissen und der Sprache vertraut gemacht hatte, sollte er vor dem wirklichen Uebertritt geprüft werden. Die Prüfung begann mit dem Vorexercieren einer Schwadron. Anfangs ging Alles gut und der Lieutenant stockte nicht. Plötzlich aber fiel ihm das betreffende Commando nicht ein, und kurz entschlossen commandirte er mit weithin schallender Stimme: „Escadron, — mach Sie was!" — — die geschulte Escadron aber vollführte mit Sicherheit die Bewegung, welche nach der vorher gut eingepaukten Schablone folgte. Der prüfende Oberst war doch etwas ärgerlich geworden und befahl, daß zum Turnen und Fechten übergegangen werden solle. Seine Stimmung wurde nicht besser, als der unsicher gewordene Lieutenant commandirte: „Nummer Eins schlägt Quart, Nummer Zwei parirt Terz!" und er befahl Freiübungen. Nun war es aber mit der Fassung des Prüflings zu Ende. Das Commando zur ersten Uebung — Arme seitwärts und aufwärts hebt — fiel ihm nicht ein, und mit unsicherer Stimme rief er: „Schlagt die Hände über Kopf zusammen!" — „Halt!" rief da der entrüstete Oberst, „diese Bewegung möchte ich machen! In vier Wochen Fortsetzung, für heute habe ich genug!"

Nur eine Blume.

Es giebt eine Seite im Leben der Menschheit, deren Grundgedanke, Wurzelfaser in jeder Menschenbrust ruht und schlummert — und die doch selten, in ihrer ganzen Reinheit, ihrer Ausgedehntheit und Schönheit groß gezogen wird; deren Folgerichtigkeiten, Aeste und Zweige nur zu häufig durch leicht hingeworfene Redensarten oder reine Gedankenlosigkeit geknickt, gebrochen oder überbrückt werden. Wir meinen die Achtung vor dem Eigenthum Anderer!

Es führt uns der Weg an Getreidefeldern vorüber. Eine Mohn-, eine Kornblume lacht uns von dort entgegen. Wir pflücken sie, nicht erwägend und bedenkend, daß wir, um dieselbe zu erlangen, unzählige Haime des Aehrenfeldes niedertreten. Ebenso ist es mit dem Vergißmeinnicht, das am Graben der Wiese erblüht ist. Wir zertreten das Gras, indeß der Hund, den wir mitgenommen, rechts und links durch die Felder jagt — überall Schaden verursachend. Käme der Herr oder Hüter des Ackers, der Wiese — zürnte oder pfändete uns — wir würden entrüstet rufen: Wie kann man um einer Blume, um der Freude eines Hundes willen, solch ein Aufhebens machen, uns wohl gar, als ob wir Diebe seien, verklagen wollen. Und sind wir es nicht? Haben wir nicht Diebstahl an fremdem Eigenthum begangen? Würden wir nicht außer uns sein, so ein Anderer Gleiches auf unserem Grund und Boden ausübte?

Und was hier dem Acker, der Wiese geschehen — wird nicht Aehnliches, Gleiches in Privat- und öffentlichen Gärten verübt? Hier wird eine Rose gebrochen, dort eine Nelke gepflückt, indeß das Kind sich heimlich zu den Stachel- und Johannisbeeren schleicht! Die Sträucher sind so voll — und der Rosen blühen so viele im Garten! Was kann eine Rose ausmachen! Und doch war dieselbe vielleicht des Besitzers besondere Freude. Der Strauch, den er selbst groß gezogen, echt gemacht — hat die erste Blüthe zu seiner Freude getrieben. Laune, Gedankenlosigkeit hat ihm dieselbe in Schmerz und Unmuth verwandelt. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, dem eine Freude derart zerstört wurde, rief, als man ihm den Thäter zur Bestrafung nennen wollte: nicht wissen, nicht wissen! Der Mann könnte einst Gnadengesuch einreichen — und ich es abschlagen, so mir der Mann bekannt! — Kann und wird jeder solche Großmuth üben? — Und was sind alle diese kleinen Beraubungen anderes als Diebstähle? wir sind Diebe, die wir uns mit den Worten beschwichtigen und unser Gewissen zur Ruhe bringen: es ist ja nur eine Blume! Gewiß! es ist bei dem Kinde heute eine Blume, morgen sind's einige Stachelbeeren, dann ein Apfel oder eine Birne und so fort. Es sieht's ja Niemand. Der Volksmund sagt: Gestohlenes Brod — schmeckt süß. — Und aus der kleinen Diebin ist ein großer Dieb erwachsen; abgesehen davon, daß eine Blume, nutzlos gepflückt und zerstört, den Schmetterlingsstaub des Gefühls des Herzens zugleich mit vernichtet.

Und giebt es solcher Kleinigkeiten nicht viele, die dem Anschein nach gering — und doch die erste Sprosse zur Ungesetzmäßigkeit, zur Sünde sind? Man findet da und dort einen fremden offenen Brief — und hält es für erlaubt, für hübsch, die Neugier zu befriedigen und — ihn heimlich zu lesen, während das Briefgeheimniß so überaus streng von Seiten der Post und des Staates gewahrt wird. — Man findet auf der Straße, im Hause — hier oder dort — eine kaum des Nennens werthe Kleinigkeit. Man behält sie. Wozu des Aufhebens, darüber reden und fragen — und doch wird der Dienstbote, der Untergebene der Herrschaft, dem Vorgesetzten besonders lieb, der auch im Kleinsten treu befunden wurde. Und diese Treue, diese Gewissenhaftigkeit im Kleinen muß anerzogen, von klein auf geübt und gepflegt werden; nicht pedantisch, knechtisch, durch Warnung und Strafe großgezogen, sondern durch die Liebe geläutert.

Fr. Brunold.

(Eltern-Zeit. Blätter für häusliche Erziehung.)

Ueber einen merkwürdigen „Unfall"

in der Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin bringt die „Officielle Ausst.-Ztg." einen launigen Bericht: An der Schwelle eines abgesperrten Saales im Eisenpalast, wo nach Schluß eines vielbesprochenen Wettbewerbes ein Aussteller — nennen wir ihn „Müller" — eben mit dem Einpacken beschäftigt war, erschien plötzlich ein schlicht, aber würdig aussehender Herr. Der weißbemützte Aufseher bedeutete ihm, daß diese Abtheilung bereits geschlossen sei. „Ich weiß wohl", versetzte der schlicht, aber würdig aussehende Herr, „doch ich gehöre mit dazu und muß Herrn Müller sprechen!" So trat er ein, langsam durch die chaotischen Trümmer sich durchwindend, und redete den eifrig beschäftigten Aussteller an: „Das sind wirklich schöne und praktische Einrichtungen, ich habe wohl die Ehre, mit Herrn —" „„Müller ist mein Name"", versetzte der Andere, geschmeichelt durch das Lob, welches seine Gegenstände bei dem offenbaren Sachkenner gefunden hatten; der mußte ganz entschieden ein Mitglied der Jury sein, sonst hätte er ja auch garnicht mehr Zutritt zu dem Saale gehabt. „Wirklich, sehr praktisch," fuhr der Fremde fort, indem er die Gegenstände mit prüfendem Blicke musterte: „Wunderbar, daß Sie keine Auszeichnung erhalten haben, die Sachen hätten es wohl verdient!" — „Nicht wahr?" meinte Herr Müller, „sehen Sie diese zusammenlegbare Bettstelle, diesen Tisch, alles zusammenlegbar, für bequemen Transport berechnet!" Und er demonstrirte die Vorzüge der Bettstelle weiter.

Der große Unbekannte verfolgte diese Erklärungen mit lebhaftem Interesse; ja er bückte sich sogar nieder, um alles näher zu betrachten. Plötzlich holte er mit der Hand aus, und patsch, patsch! — wollte er die Festigkeit der Construction prüfen? — er schlug mehrmals an die Seitenwand der Bettstelle. Aber es blieben von diesem Schlage nur allzu deutliche Spuren zurück: mehrere niedliche, runde blaue Dingerchen mit Adler und Inschrift, im gewöhnlichen Leben — Siegel geheißen! „Ich bin der Gerichtsvollzieher T. und habe von Herrn Y. den Auftrag, die Sachen zu pfänden!" Sprachs, verbeugte sich und ging. Herr Müller klappte zusammen wie seine zusammenklappbare Bettstelle. Wer hätte es gedacht, daß selbst in diese, der Humanität geweihten Räume der unerbittliche Scherge der Gerechtigkeit eindringen würde! Gab es hier denn gar keine „Unfallverhütung"? Und wie seltsam wird sich nun noch in der Kostenrechnung ein Posten ausnehmen, welcher lautet: „Eintrittskarte in die Ausstellung für den Gerichtsvollzieher — 50 Pfennige."

Aus dem Leben eines Professors.

Mit dem Hinscheiden Professor Gustav Wenzel scheidet eine der eigenartigsten Gestalten aus den Hallen der Budapester Alma mater. Wer ihn jemals im Lehrsaal gesehen und gehört, wer seine klassischen Aussprüche, seine drolligen Zurechtweisungen, seine unverwüstlichen Anekdoten kennen gelernt hat, dem — so schreibt der „P. L." — wird der „alte Wenzel" unvergeßlich bleiben. Wenn der vierschrötige kleine Mann im Hörsaal erschien und die Lehrkanzel bestieg, war der Saal über- und übervoll, besonders wenn draußen im Gang der Ruf erscholl: „Der Alte wird Katalog lesen!" Sobald die Namensliste verlesen war und die Anwesenden auch für die abwesenden Kommilitonen das „jelen" oder „itt van" gerufen hatten, schlich der größte Theil der Hörer wieder aus dem Saale, um draußen im Corridor Cigaretten zu rauchen. Gar oft ließen die eifrigen Flüchtlinge die Thür offen und der zornige Professor rief ihnen dann nach: „He! amice, machen's wenigstens die Thür zu!" Wurde die Hörerschaft, wie dies ab und zu geschah, gar zu üppig, so ergoß sich eine Strafpredigt über sie, welche in manchen Stücken an die klassischen Muster des Abraham a Santa Clara gemahnte.

Die Studentenschaar nahm dem alten Herrn diese Ausbrüche nicht krumm, sondern quittirte dieselben zumeist mit so stürmischen Eljenrufen, daß der gute Professor eine Weile in seinem Vortrage nicht fortfahren konnte. Aber seine scharfe, schrille Stimme durchdrang den Lärm, und er wußte sich Gehör zu verschaffen, besonders wenn er Anekdoten aus seinem eigenen Leben erzählte. Als Examinator war er, trotz seiner bissigen Bemerkungen, herzensgut, und wenn ihm ein Witz gelang, konnte der Candidat, wie schwach auch seine Antworten waren, mit Sicherheit auf einen guten Erfolg der Prüfung rechnen. Zu drolligen Scenen kam es oft, wenn Professor Wenzel bei den Einschreibungen thätig war. Gegen jeden Namen hatte er etwas auszusetzen. Kam da einst ein grüner Student aus der Slovakei, dessen Name mit Ausnahme eines Buchstaben dem eines berühmten Staatsmannes glich. „Warum heißen Sie nicht so? dann wären Sie auch ein berühmter Mann, amice", sagte der Professor. Der junge Bursche überlegt sich's nicht lange und erwiderte: „Der Herr Professor hätte sich just auch schon einen besser klingenden Namen wählen können! Uebrigens fängt meine Dynastie mit mir an." Diese Unverfrorenheit gefiel dem alten Wenzel sichtlich und er schrieb schweigend weiter.

Erlebniß eines Enthusiasten.

Von einem in Wien weilenden Fremden, der sich selbst als „bedauernswerter Enthusiast" bezeichnet, erhält das N. Wiener Tgbl. nachfolgende Schilderung eines Erlebnisses, das ihm vor einigen Abenden passirte. Der Fremde schreibt: „Ich bin ein junger Mann und weile zu meinem Vergnügen einige Tage in Wien. Angelockt durch den Ruhm einer hiesigen jungen Künstlerin, deren Erscheinung mir als die Verkörperung einer vollendeten Tochter Thaliens im Geiste vorschwebte, betrat ich am Abend nach meiner Ankunft in Wien das Theater, wo die holde Künstlerin zu einem der auserwähltesten Lieblinge des streng kritischen Publikums zählt.... Und sie erschien. Nach wenigen Minuten schon war ich ihr Gefangener. Stimme, Erscheinung, Augenaufschlag, die kleinen Füßchen — das Alles bezauberte mich, und ich war ganz Auge und ganz Ohr, so lange sie, die Göttliche, auf der Bühne stand. Und wie ich applaudirte! Die Leute müssen mich rein für einen bezahlten Parket-Claqueur angesehen haben!.... Die Vorstellung war zu Ende, das Publikum zerstreute sich und ging nach Hause.

Nur ich hatte noch nicht genug von meiner Begeisterung; ich wollte die reizende Künstlerin nur noch einmal, ein einziges Mal sehen und postirte mich neben dem geschlossenen Wagen, der sie in ihr gewiß reizendes Heim bringen sollte. Ich wartete etwa zehn Minuten im kalten Nachtwinde, der mächtig durch die Straßen fegte; sie aber kam nicht und kein Theaterdiener vermochte mir zu sagen, wie lange das graziöse Kind noch oben in seiner Garderobe zu verweilen gedenke? Ich wendete mich an den Kutscher; der sagte mir in halbschläferigem Tone, daß seine schöne Passagierin gar lange brauche, ehe sie das Theater verlasse, daß sie aber immer direkt in ihre Wohnung in der .... N.-Str. Nro. .. fahre. Rasch machte ich mich auf die Wanderung in die mit einem prächtigen Asphaltpflaster ausgestattete Straße, wo ich vor dem Wohnhause der Holden stehen blieb. Hier mußte, konnte ich sie ja sehen, wenn sie den Wagen verläßt, um in's Haus zu treten. Horch, da rollt auch schon ein Wagen aus der Ferne heran und fährt in die schöne Straße ein. Aber siehe da! Etwa drei Häuser vor dem Wohnhause der Künstlerin hält der Wagen wie mit einem Ruck still. Der Kutscher schlägt wüthend auf das rechte Pferd los, doch dieses bäumt sich und ist nicht von der Stelle weiter zu bringen.

Das gute Thier hatte nämlich vor dem Asphalt, diesem Straßenparkett, Angst bekommen und wollte nicht weiter. Mein Gott, dachte ich, giebt es doch auch Menschen, die sich vor einem Salonparkett fürchten, warum sollte sich nicht auch einmal ein Pferd vor dem Straßenparket fürchten! Da plötzlich — fliegt die Wagenthüre auf, eine Dame steigt aus. Ein Blick — ich erkannte sie, ja, sie war es, meine angebetete Künstlerin. Sie trat einen Schritt vor und rief dem Kutscher im Tone höchster Entrüstung zu: „Sie Esel, so hauen's doch nicht so los, Sie sehen doch, daß sich das arme Viech fürchtet!" Und wie sie diese Worte sprach! Mit derselben holden, klangvollen Stimme, mit demselben Brusttone der Entrüstung, mit dem sie dem Helden des Stückes eine Stunde zuvor auf der Bühne zugerufen hatte: „Du bist mir untreu geworden, Du liebst mich nicht mehr, ich hasse Dich auf ewig!" Doch dieses „Viech" mit „ch" und dieser „Esel" mit dreifach gedehntem „E"! Soll ich Ihnen das Staunen, die Verblüffung und Ueberraschung meines Gemüthes in jenem Augenblick hier schildern? Genug, ich stürzte aus allen Himmeln der Begeisterung, von dem Olymp meiner Illusionen in den bodenlosen Abgrund tiefster Enttäuschung hinab. Diese Worte sind nur ein schwacher Ausdruck meiner Seelenstimmung. Die reizende Künstlerin aber huschte auf ihren Elfenfüßchen an mir vorbei und verschwand in der Einfahrt ihres Hauses, mich, ihren feiernden Enthusiasten, dem Kummer meiner Enttäuschung überlassend. Taumelnd zog ich weiter und ertränkte ihn, meinen Kummer, noch in jener Nacht in geduldigem Pilsener Bier. Heute aber schrieb ich Ihnen diesen Brief im Kater — der Enttäuschung. Das „Viech" mit „ch" will mir nicht aus dem Gedächtniß.

J. F. Cooper als Gefangener.

Kürzlich waren es hundert Jahre, daß der amerikanische Romanschriftsteller James Fenimore Cooper, der bekannte Verfasser der Lederstrumpferzählungen, in Burlington, New Jersey, das Licht der Welt erblickte. Aus seinem späteren Leben, das er meist an den waldigen Ufern des Otsego-Sees verbrachte, wo auch der Schauplatz seiner „Ansiedler an den Quellen des Susquehana" und anderer Romane zu finden ist, dürfte bei diesem Erinnerungstag eines Vorfalls gedacht werden, der wenig bekannt sein dürfte. Der Novellist besuchte im Jahre 1826 Europa, wo er längere Jahre verweilte, zuerst in Paris, dann in Italien. In Venedig begab er sich eines Tages in den sogenannten „Brunnen", den Kerker des fürchterlichen Rathes der Zehn, um die an den Wänden angebrachten Auslassungen und Stoßseufzer der Verurtheilten zu studiren. Er bat seinen Führer, ihm zu diesem Zweck Zeit zu lassen. Der Beamte, dem die Sache natürlich langweilig werden mußte, entfernte sich mit der Absicht, den Fremden später wieder abzuholen. Mit der Lampe in der Hand erforschte nun Cooper die verwitterten Inschriften, die sich an den vielen Wänden befanden und vom Staube der Jahrhunderte fast unlesbar geworden waren. Nach vielem Wandern und Forschen in den entsetzlich feuchten Räumen erinnerte ihn der zur Neige gehende Docht der Lampe, daß er wohl lange, sehr lange verweilt habe, und nun suchte und rief er beunruhigt nach dem Führer, aber vergebens. Er suchte an der schweren Eisenthüre sich durch heftiges Klopfen bemerkbar zu machen. Es hörte ihn Niemand. Bei dem letzten Scheine der Lampe sah er nach der Uhr und bemerkte, daß er bereits 6 Stunden da unten war. Was blieb ihm übrig, als sich darauf gefaßt zu machen, die Nacht hier zu verweilen? Tappend suchte er nach einer jener hölzernen Lagerstätten, die zum Gebrauche der Gefangenen vorhanden waren, um sich darauf niederzulassen. Hier brachte er selbstverständlich eine schlaflose Nacht zu. Wohl zwanzig Male tappte er wieder zu der Eingangspforte, die er aber ebensowenig durchdringen konnte, wie die Kerkerwände. Nach vielem Suchen gelangte er endlich an eine mannshohe Oeffnung, die neben dem Marmorsitze angebracht war, auf der einst die Sbirren jene Schlachtopfer niedersetzen ließen, deren sich der Rath der Zehn durch Erdrosselung im Geheimen entledigen wollte, und deren Leichname sodann in die in einer benachbarten Bucht stets bereit gehaltene Gondel geworfen wurden, um mit einem Stein am Halse beschwert in den berüchtigten Canal Orfano versenkt zu werden. Seinen Arm durch die Oeffnung steckend, bemerkte Cooper, daß dieselbe verschiebbar war, und irgend eine Verbindung ahnend, begann er wiederholt hineinzurufen ohne anfängliche Wirkung, da alles still blieb. Der Aufregung und Erschöpfung hingegeben, verfiel er in einem Zustand körperlicher und geistiger Abspannung. Glücklicher Weise jedoch erschien eine Anzahl mit Fackeln versehener Leute, welche den Dichter auf dem entsetzlichen Marmorstuhl sitzend fanden und denselben, der beinahe vierundzwanzig Stunden gefastet hatte, ans Licht brachten.

— **Einen für den Kläger** unerwarteten Ausgang nahm eine Privatklage zwischen zwei Aerzten, welche jüngst vor der 100. Abtheilung des Schöffengerichts in Berlin zur Verhandlung gelangte. Der praktische Arzt Dr. Friedrich R. hatte gegen seinen Berufsgenossen Dr. Richard Sch. den Klageweg beschritten, weil dieser ihn mit Bezug auf seine Berufsthätigkeit beleidigt haben sollte, indem er behauptete, daß Dr. R. durch eine verordnete Einreibung bei einer Patientin eine Blutvergiftung herbeigeführt habe. Dr. R. strengte die Klage an, aber Dr. Sch. erhob Widerklage, weil der Kläger behauptet habe, daß die Aeußerung des Dr. Sch. auf Brotneid beruhe und Sch. ein Pfuscher sei. Durch die Beweisaufnahme hielt der Gerichtshof die vorerwähnten Behauptungen nach beiden Richtungen hin für erwiesen, sprach aber den Beklagten frei, weil diesem der Schutz des § 139 des St.-G.-B., Wahrnehmung berechtigter Interessen, zu Gute komme. Dagegen müsse der Kläger wegen des beleidigenden Ausdrucks „Pfuscher" bestraft werden, und sei hierfür auf eine Geldstrafe von 50 Mark, event. 5 Tage Haft, erkannt worden. Die Kosten fallen dem Kläger zur Last.

Entre nous. Was halten Sie von unserem Inspector? — Herr Kollege, er ist der größte Esel — unter uns natürlich.